Zeitschrift: Jahrbuch der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwisenschaftliche Gesellschaft
Band: 52 (1912)

Artikel: Erinnerungen an eine Kaukasus-Reise
Autor: Zollikofer, Clara
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-834882

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an eine Kaukasus-Reise.

Von Clara Zollikofer, stud. rer. nat.

Eine Kaukasus-Reise ist sogar in unsrer reiselustigen Zeit nichts ganz Alltägliches, wenn auch die Kaukasusländer dem Fremden heute nicht mehr so unzugänglich sind wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die Veranlassung zu dieser Reise gab mir die Aufforderung einer Kollegin, die ihre im Kaukasus verheiratete Schwester besuchen wollte und eine Reisegefährtin suchte. Zugleich führten mich als Botanikstudentin auch fachliche Interessen hin und ich hatte es in keiner Hinsicht zu bereuen, dem Vorschlage gefolgt zu sein.

Wir benutzten zu der Reise die Universitätsferien des Sommers 1912 und waren während der ganzen Zeit von Ende Juli bis Mitte Oktober vom schönsten Wetter begünstigt, ganz im Gegensatz zu dem regenreichen Sommer von Mitteleuropa.

Unser Weg führte zuerst nach Moskau. Mit seinem bunten Häusergewirr, beherrscht von den Türmen des imposanten Kreml und den goldenen Kuppeln seiner unzähligen Kirchen, gab es uns gleich das typische Bild einer russischen Stadt; seine schmalen, nicht gerade saubern Strassen mit dem halsbrecherischen Pflaster haben merkwürdig wenig von einer modernen Grosstadt an sich. Von Nishni Nowgorod fuhren wir die Wolga hinunter, und trotz einer gewissen Einförmigkeit der Landschaft hatte diese beschauliche fünftägige Fahrt einen eigenartigen Reiz. Der mächtige Strom ist glatt und ruhig wie ein See; seine von Schiffen und Flössen belebte Wasserfläche verliert sich weit am Horizont und bietet ein immer wechselndes Bild in den verschiedenen Beleuchtungen. Die ganze Landschaft hat etwas ungemein Stilles, Friedliches. Das linke Ufer ist durchweg völlig flach, nur ab und zu verlaufen ein paar Dünen daran; es gibt so recht den Eindruck von der Endlosigkeit der russischen Ebenen. Das rechte Ufer hingegen fällt steil ab, teils bewaldet, teils felsig. Diese auffallende Verschiedenheit der beiden Ufer, die auch andere in der Nordsüdrichtung fliessende Ströme zeigen, ist entstanden durch eine langsame Verschiebung des Flusslaufes von Osten nach Westen infolge der Rotation der Erde. Das steile rechte Ufer stellt somit das Erosionsufer dar, das linke das Alluvionsufer. Weite Strecken sind

unbewohnt, nur selten taucht ein Dorf auf mit braunen Holzhäusern und Windmühlen, im Wasser ein Rudel spielender und badender Kinder, auf der Landungsbrücke ein paar singende Bettler, Betschwestern und eine Schar Mädchen und Frauen, die Gurken und Wassermelonen feilbieten. Die Wolgastädte haben alle denselben langweiligen Typus, menschenleere Strassen mit fusshohem Sand, einen kümmerlichen Stadtgarten mit Akazien, Sanddorn und Ölweiden und eine Reihe von Naphta-Tanks. Man merkt, dass man sich dem Lande des Naphta nähert; schon im ganzen Wolgagebiet werden alle Bahnen und Schiffe mit Masutt, den Naphtarückständen, geheizt, und im Kaukasus gibt es wohl kaum einen grössern Betrieb, der Kohlen brennen würde. Die runden Naphta-Tanks gehören gerade so zum Bilde, wie die Naphtazüge auf den kaukasischen Bahnen. Interessant ist Astrachan durch sein buntes Hafengetriebe. Der breite Wolgaarm ist von unzähligen Schiffen belebt; braune, sehnige Gestalten laden da aus und ein, auf dem Rücken ein Traggestell, bezogen mit einem Endchen bunten orientalischen Gewebes, das den Kenner entzücken würde, und schleppen Lasten wie Kamele. Mit einem Schlag ist man hier in den Orient versetzt. Besonders auffallend sind die rein mongolischen Gesichter der Kalmücken, deren Dörfer mit den kreisrunden, filzbedeckten Hütten auf den flachen Inseln des Wolgadeltas einen recht fremdartigen Eindruck machen. Die Stadt Astrachan liegt heute über 70 km von der Wolgamündung entfernt, und man sieht, wie der mächtige Strom an der Arbeit ist, das Land immer weiter in den Kaspisee hinaus vorzuschieben. Endlos dehnen sich die Sandbänke des Deltas, und wo schon längst die letzten Inseln zwischen den einzelnen Wolgaarmen am Horizont verschwunden sind, ist es noch so seicht, dass den Schiffen genau ihre Strasse vorgezeichnet ist durch zwei Reihen von Stangen, und der Matrose, der vorne beständig die Tiefe mass, meldete nie mehr als zehn Fuss.

Der Dampfer brachte uns bis Petrowsk; von dort ging es per Bahn nach Wladikawkas, das direkt am Fuss des Gebirges liegt. Da lobte ich mir das langsame Tempo und die ruhige Fahrt der bequemen russischen Bahnen, die es gestatten, die vorbeiziehende Landschaft auch in Einzelheiten zu beobachten. Dank der Feuerung mit Masutt kann man sogar ungestraft am offenen Fenster stehen, ohne die Augen voll Kohlen zu bekommen. Wir fuhren an den Ausläufern des Grossen Kaukasus entlang, während sich neben uns nach Norden hin die weite ciskaukasische Steppe ausdehnte. Sie entsprach ganz dem Bilde, das man sich im allgemeinen von einer Steppe macht, eine unabsehbare, graugrüne Fläche, baumlos, trocken, ohne Blütenschmuck, abgesehen von ein paar blühenden Tamarisken, ganzen Büschen gelber Malven und vereinzelten Königskerzen. Weite Strecken waren mit graublättrigem Wermuth bedeckt, dazwischen hoben sich einzelne Büschel von Stipa pennata, dem weissen Federgras, ab. Von diesen südrussischen baumlosen Ebenen stammt auch der Begriff Steppe, der freilich von den Botanikern ziemlich verschieden definiert wird. Im weitesten Sinne bezeichnet man damit alle Pflanzenbestände auf nährstoffreichem Boden, deren xerophiler Charakter hauptsächlich durch das Klima bedingt ist, durch heisse, trockene Sommer und kalte Winter, die den Baumwuchs unterdrücken und die Vegetationszeit der

Steppenpflanzen auf die Regenperioden im Frühling und Herbst beschränken. Dank dem Nährstoffreichtum des Bodens kann aber in dieser Zeit, wo genügend Wasser zur Verfügung steht, das Wachstum ein sehr üppiges sein. – Steppen im engern Sinne sind die Grassteppen mit einer geschlossenen Pflanzendecke von mehrjährigen Gräsern und Kräutern, von denen viele die Trockenperioden mit Hilfe von Zwiebeln, Knollen oder tiefgehenden Pfahlwurzeln überdauern. Die oberirdischen Teile dieser Pflanzen sterben ab, dafür haben sie in diesen unterirdischen Organen ein Reservoir von Wasser und Nährstoffen, das ihnen ein rasches Austreiben in der nächsten Vegetationsperiode ermöglicht. Die eingesprengten einjährigen Arten hingegen drängen ihre ganze Entwicklung auf die kurze Regenzeit im Frühling zusammen. Dann ist die Steppe bunt von Blüten; Mohn und Lein bedecken weite Flächen mit ihrem leuchtenden Rot und Blau, nachdem Crocus, Tulpen und Schwertlilien verblüht sind. Im Sommer, wenn diese Pflanzen alle verdorrt sind, bleiben diejenigen Arten übrig, die durch ihren Bau befähigt sind, äusserste Hitze und Trockenheit zu ertragen. Das sind die Xerophyten, die Trockenheit liebenden Pflanzen, welche mit einem Minimum von Wasser auszukommen vermögen, da sie durch besondere Vorrichtungen vor zu starker Verdunstung geschützt sind; in diesen Steppen sind es vor allem Wermuth und harte Gräser, Disteln und manche Salzpflanzen. Diese bieten dann das einförmige Bild der spätsommerlichen Steppe, wie es sich uns zeigte. Abwechslung brachten nur die weidenden Viehherden hinein und die Kuckucke und Käuzchen, die gegen Abend in Ermanglung eines andern Sitzplatzes auf den Telegraphendrähten längs der Bahnlinie sassen.

Von Wladikawkas nach Tiflis führt die einzige fahrbare Passtrasse, die den Grossen Kaukasus durchquert und Cis- und Transkaukasien verbindet, die berühmte grusinische Heerstrasse. Ihren Namen hat die Strasse daher, dass sie als Militärstrasse gebaut wurde und grossenteils durch das Gebiet der Grusinier führt, die unter den verschiedenen Völkern georgischen Stammes wohl das bedeutendste sind. Da die kaukasischen Posten nicht mehr Passagiere befördern, als sich auf einem Wagen unterbringen lassen, und der Verkehr auf der grusinischen Heerstrasse sehr stark ist, so kann man tagelang auf Postplätze warten. Deshalb zogen wir es vor, die Automobilverbindung zu benützen, und ich freute mich nicht wenig, als unser Auto sich als ein Saurerwagen und der Chauffeur als ein biederer Buchser entpuppte. Landschaftlich erinnert die grusinische Heerstrasse stark an die schweizerischen Alpenpässe; sie führt bis zu einer Höhe von 2400 m, bleibt aber trotzdem den vereisten Gipfeln recht ferne. Der Kasbek ist der einzige, der sich wirklich imposant präsentiert, aber auch ihm würde man seine 5000 m nicht ansehen. Man verliert ganz den Massstab für die Höhe, ist man doch schon auf der geographischen Breite von Neapel. Dementsprechend haben sich die Regionen nach oben verschoben; die Schneegrenze liegt im mittlern Kaukasus bei 3200—3500 m und die alpine Wiese reicht bis 2900 m hinauf. Kein Wunder, dass man sich da gar nicht in solcher Höhe glaubt und dass die noch so weit hinauf begrünten Berge nicht den Eindruck der Grossartigkeit machen,

den man von solchen Riesen erwartet. Freilich führte auch unser Auto uns viel zu schnell an allen Schönheiten vorüber; wir legten die 220 km, für die die Post zwei volle Tage braucht, in zehn Stunden zurück! Wenigstens empfanden wir auf diese Weise die Eintönigkeit des letzten Stück Weges nicht, wo wir das Gebirge immer weiter hinter uns liessen und dem Lauf der Aragwa und später der Kura entlang in immer flachere und zugleich ödere Täler kamen, bis wir endlich den trostlos kahlen Talkessel erreichten, in den Tiflis eingebettet liegt. Nur im Frühling ergrünen die toten braunen Berge um die Stadt; die berüchtigte Tifliser Hitze duldet keinen Baum und keinen Strauch in der ganzen Umgebung, nur in den Strassen werden mühsam ein paar Akazienalleen durchgebracht. Das einzige üppige Grün bietet der botanische Garten, der geschickt in einer schattigen Schlucht angelegt ist und von Grusiniern und Tataren in Massen als beliebtester Aufenthaltsort aufgesucht wird, nicht etwa aus wissenschaftlichem Interesse, sondern als einziger Schattenplatz.

Vornehmer Tatar (Abb. 1).

Früher die Hauptstadt der Grusinier, ist Tiflis heute der Mittelpunkt von ganz Kaukasien und deshalb so interessant, weil es gleichsam alles typisch Kaukasische auf engstem Raum vereinigt. Dort treffen sich die unzähligen verschiedenen Völkerschaften; dort sieht man all die Typen und Trachten des Kaukasus bunt durcheinander wimmeln, russische Uniformen, modern gekleidete Grusinierinnen mit ihren scharf geschnittenen Gesichtern und tiefschwarzen Haaren und Augen, Armenierinnen mit schwarzsamtnem Stirnband und grauem Spitzenschleier darüber, russische Popen mit wallenden Haaren und langen flatternden Gewändern, tiefverschleierte Griechinnen und als frappanteste Erscheinungen die kräftigen Männergestalten in der kleidsamen Tscherkesska, die von den meisten kaukasischen Völkern getragen wird (Abb. 1). Es ist ein bis auf die Reiterstiefel fallender Rock in Weiss, Schwarz, Violett oder Braun, mit aufgenähten Patronentäschchen, in denen nie die Patronen fehlen, ebenso wenig die kokett herausschauenden silbernen oder elfenbeinernen Hülsen. Es ist bezeichnend für den Kaukasier, dass die Bewaffnung für ihn mit zur Kleidung gehört. In dem schweren silbernen Gürtel aus einzelnen Gliedern, die auf einen Lederriemen aufgereiht sind, steckt vorne der Kindschal,

der kaukasische Dolch, der zugleich die Stelle des Taschenmessers vertritt. Griff und Scheide sind kunstvoll in Silber getrieben. Als Kopfbedeckung ist am verbreitetsten die Papacha, die hohe Pelzmütze, die stets in der Farbe zur Tscherkesska passend getragen wird und von der der Kaukasier auch im heissesten Sommer unzertrennlich ist. Die Tataren fertigen sie aus langhaarigem Lammfell an, das ihnen derart in die Augen fällt, dass man versucht ist, es für ihre eigne, struppige Mähne zu halten. Die Armenier hingegen sieht man meistens im Fez.

Wie die buntgemischte Bevölkerung, so prägt auch die Stadt den Gegensatz zwischen Europa und Asien scharf aus. Das europäische Viertel mit breiten sauberen Strassen und modernen Geschäften mutet fast an wie eine westeuropäische Stadt. Im asiatischen Viertel aber drängen sich in den schmalen, nicht allzu saubern Gassen dicht aneinander die engen Verkaufslokale der Armenier und Perser und die offenen Buden der Handwerker, meist die gleichen Gewerbe in einer Strasse beisammen. Unter einer Tür sieht man gelegentlich einen Alten mit kurzverschnittenem, kupferrot gefärbtem Bart und ebensolchen Fingernägeln sitzen; das soll das Abzeichen der Ärzte sein. Ein hübscher Anblick aber ist's, wenn ein Tatar zu Pferde, in seine Burka gehüllt, dahersprengt. Diese langen, weiten Kamelhaarmäntel lassen dank ihrer rauhhaarigen Aussenseite keinen Tropfen Regen durch und, was im Kaukasus ebenso schätzenswert ist, auch keine Wanze; nachts sind sie deshalb sehr brauchbar als Schlafsack und Decke. Ein praktischeres Kleidungsstück kann man sich für jene Gegenden kaum denken, und da die dazu erforderliche Kamelswolle mit Vorliebe vorbeiziehenden fremden Kamelen ausgerissen wird, kann es den Besitzer auch nicht allzu teuer zu stehen kommen. – Im asiatischen Viertel hilft man noch unfreiwillig mit, Teppiche alt und echt zu machen. Tiflis ist ja der Stapelplatz für alle Erzeugnisse des Orients, die nach Europa ausgeführt werden sollen, vor allem für die orientalischen Teppiche. Für Tausende von Rubeln liegen dort alte schöne Stücke bei den persischen Händlern, die sie von den Karawanen aufkaufen und in Tiflis weiter verhandeln. Aber auch in die orientalische Teppichknüpferei fangen die Anilinfarben an einzudringen an Stelle der unverwüstlichen, selbstbereiteten Pflanzenfarben. Um diesen neuen Teppichen ein altes, abgebrauchtes Ansehen zu geben, werden sie einfach auf die Strasse gelegt, wo jeder Vorübergehende darauftreten muss. Dann sind sie bald genügend schmutzig, um als alt und echt verkauft werden zu können. — Wenn man während der heissen Stunden über die Kura-Brücke geht, so sieht man unten im Fluss immer ein paar Büffel liegen, die sich vor der Hitze ins Wasser geflüchtet haben und nur noch ihre lange Schnauze und ihren breiten Rücken herausstrecken. Die Büffel, die allgemein im Kaukasus als Zugtiere gehalten werden, leiden sehr unter der Hitze, da ihre Haut nur teilweise, hauptsächlich an den Seiten und auf dem Rücken, durch Behaarung geschützt ist. Die nackten Hautstellen werden leicht spröde und rissig, und um sie vor dem Austrocknen zn bewahren, suchen die Tiere instinktiv jedes Gewässer auf, sei es ein Fluss oder nur ein schlammiger Tümpel, um stundenlang darin zu liegen. Angesichts solcher Bilder versteht man das tata-

rische Sprichwort, das zugleich für die Auffassung der Gastfreundschaft bezeichnend ist: „Ein Gast soll kommen wie ein Vogel und gehen wie ein Traum und nicht liegen wie ein Büffel.“ — Eine eigenartige Verwendung findet die Haut der Büffel. Sie wird mit Naphta imprägniert, um sie wasserdicht zu machen und dann ungegerbt, mit den Haaren nach innen, als Weinschlauch benutzt. Die 4 zusammengebundenen Beinstummel, die an dem unförmlich geschwollenen Gebilde in die Höhe ragen, verraten noch deutlich seine Herkunft, und ein solcher „Burdjuk“ bietet einen sehr erheiternden Anblick. Der darin aufbewahrte Wein soll für Europäerzungen fast ungeniessbar sein, aber den Kaukasier stört der Naphtageschmack nicht.

In dem Völkergemisch von Tiflis drängt sich unwillkürlich die Frage nach der Vergangenheit des Landes auf. Nirgends finden sich ja auf so engem Raum so viele nach Sprache und Abstammung verschiedene Völker. Die Einen zählen 44, Andre sogar 80 Sprachen im Kaukasus, in denen man zum Teil die letzten Trümmer untergegangener Sprachstämme erblickt. Der Kaukasus war eben von Alters her die Eingangspforte zu Europa für die vom iranischen Hochland her vordringenden Völker. In seinen Tälern blieben versprengte Scharen zurück, und für manche dieser kleinen Völkerschaften, die oft nur wenige Tausend Köpfe zählen, ist die Zugehörigkeit zu keiner Völkergruppe sicher nachgewiesen. Das einzige kaukasische Volk, das eine alte Litteratur aufweisen kann als lebendiges Zeugnis einer weit zurückreichenden Kultur, sind die Grusinier, die dem georgischen Stamme angehören. Ihnen gelang es auch vorübergehend, die meisten kaukasischen Völker unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Meistens freilich waren diese durch innere Kriege zersplittert. Deshalb erhielten sie sich auch alle gesondert in ihrer Eigenart nach Typus, Charakter und Sitten. Aber sie konnten sich auch weder der Bedrückungen ihrer mächtigen Nachbarn, der Perser, Armenier und Byzantiner, noch der Einfälle der Araber und Mongolen erwehren. Der Gegensatz zwischen Islam und Christentum verschärfte diese Kämpfe; Ruhe trat erst ein, nachdem in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts die kaukasischen Gebirgsvölker von den Russen unterworfen worden waren. Von den wiederholten türkischen Einfällen sind die heute gegen eine Million zählenden Tataren im Kaukasus zurückgeblieben. Als Tataren bezeichnet man dort nicht mehr bloss den ursprünglichen türkischen Stamm dieses Namens, sondern alle Muhamedaner türkischer Abkunft, die in verschiedenen Teilen des Landes zwischen der übrigen Bevölkerung ansässig sind. Ein bedeutender Prozentsatz der kaukasischen Bevölkerung sind Armenier, nicht nur in den Städten, wo sie den ganzen Handel in Händen haben, sondern sie sind auch vom armenischen Hochland her durch langsame Einwanderung nach Norden vorgedrungen und bilden im Süden von Transkaukasien die Hauptbevölkerung. Auch europäische Ansiedlungen fehlen nicht in dem Völkergemisch, einzelne Griechendörfer finden sich da und dort zerstreut, ebenso russische und deutsche Kolonien. Die letztern zeigen beide ihre Eigenart deutlich ausgeprägt, ihre Bewohner tragen heimatliche Kleidung, benutzen die heimischen Geräte und bauen ihre Häuser nach heimischer Art. Die russischen Kolonisten gehören fast alle den Sekten der Molokkanen und

Duchoborzen an, die vor Jahren als staatsgefährlich von der russischen Regierung zur Ansiedlung im Kaukasus verurteilt wurden; die deutschen sind schwäbische Bauern. Eine solche schwäbische Kolonie sollten wir im Verlauf unserer Reise noch kennen lernen.

Vorerst aber trafen wir in Tiflis mit der Zürcher Expedition unter der Leitung von Herrn Prof. Rikli zusammen. Wir schlossen uns dieser, wie vorher verabredet war, für kurze Zeit an und machten den Aufenthalt in Borshom mit, einem der berühmtesten kaukasischen Bäder, das westlich von Tiflis am Rande des kleinen Kaukasus liegt. Es war ganz wohltuend, aus der Dürre der Tifliser Gegend in das frische Grün der Borshomer Wälder zu kommen. Das ausgedehnte Waldgebiet der grossfürstlichen Domäne Borshom umfasst neben gemischtem Wald riesige Nadelholzbestände, deren Charakterbäume die kaukakasische Fichte, Picea orientalis, und eine kaukasische Varietät unsrer gewöhnlichen Kiefer, Pinus silvestris, sind. Diese zwei Bäume leben dort in beständigem Kampf. Die kaukasische Fichte erträgt viel mehr Schatten als die Kiefer, stellt aber auch grössere Ansprüche an den Boden. Deshalb kommt die Fichte vielfach als Unterholz in Kieferwäldern vor. Ist der Boden arm, so behaupten sich diese zwar trotzdem, die Fichten gehen aus Nährstoffmangel allmählich ein. Auf gutem Boden aber überwuchern sie bald die Kiefern und verdrängen sie schliesslich. Im Borshomer Gebiet fehlt die Nordmannstanne vollständig, die im westlichen Kaukasus grosse Wälder bildet. Sie und die kaukasische Fichte erreichen in Transkaukasien ungefähr im Meridian von Tiflis ihre Ostgrenze, und auch die Kiefer dringt nicht viel weiter nach Osten vor. Weiterhin finden sich nur noch Laubwälder, wie überhaupt die ganze Flora und Fauna des Kaukasus nach Osten hin verarmt. Dafür prägt sich dort immer schärfer die xerophil-rupestre Formation aus, deren Bedingungen trockene Luft und trockener, felsiger Boden sind und deren Elemente von Hochpersien eingewandert sind. Bis in den mittleren Kaukasus schiebt sich diese Vegetation vor. Auch bei Borshom fanden wir typische Vertreter derselben, teils Stachelpflanzen, teils Sukkulenten, die auf den heissen, trocknen Felsen allen äussern Einflüssen zu trotzen scheinen. Charakterpflanzen dieser Formation sind vor allem die verholzenden Astragalus-Arten, Schmetterlingsblütler, die von Dornen starrende, nur an der Peripherie belaubte kleine Büsche bilden, während die Stämmchen geschützt sind durch die alten Blattspindeln der Fiederblättchen. Diese verholzen und bleiben als lange Dornen nach dem Abfallen der kleinen grauen Blättchen noch jahrelang erhalten. Die winzigen gelben Blüten sitzen wie in Watte gehüllt in einem dichten Filz von langen weissen Haaren, der Kelch und Nebenblätter bedeckt und alle diese Teile vor Verdunstung schützt. – Starke Verholzung und Dornbildung sind allgemein charakteristisch für die hochxerophilen Formen. Verholzte Teile ertragen eben extreme Temperaturen besser als wasserreiche und dünnwandige. Dornbildung hingegen wird als Schutz gegen Tierfrass ausgelegt.

Der Höhepunkt der Borshomer Tage war die Fahrt nach dem hochgelegenen Bakuriani, einer beliebten Sommerfrische der Tifliser, und eine Tour auf den 2800 m

hohen Zhra Zharo, den Berg der 7 Quellen. An der Waldgrenze, etwas oberhalb Bakuriani, bot sich uns ein Bild, das sogar die ältesten Botaniker in Entzücken versetzte. Da wo der geschlossene Laubwald sich lichtet, bildet die sog. Mammutflora den Übergang zur Bergwiese. Es ist dies eine Hochstaudenvegetation, deren Üppigkeit und Blütenpracht sich schwer beschreiben lässt, man verschwindet einfach zwischen diesen Riesen von 2–2½ m Höhe. Da finden sich Lilien, Rittersporn und Eisenhutarten in – fast möchte man sagen – überlebensgrosser Ausgabe, Glockenblumen, von denen eine Pflanze für sich allein einen ganzen Strauss bildet. Das Imposanteste aber sind die mächtigen Doldengewächse, Schirme von Bärenklau bis 2 m im Durchmesser, unter denen man sich als reiner Zwerg fühlt. Ein Stück höher, etwa bei 2400 m, folgte ein Gürtel von dem weissblühenden Rhododendron caucasicum, das in mächtigen Beständen die Abhänge bedeckte. Von dieser Höhe sahen wir über ein ganzes Meer von grünen Gipfeln, die sich kulissenartig hintereinander schoben, alle weit überragt von der Kette des Grossen Kaukasus, der mit seinen gewaltigen Eiskuppen das Bild abschloss. Es war ein Blick, wie man ihn in kleinerem Massstab wohl in unsern Voralpen findet, aber alles ins Riesenhafte übersetzt — zum ersten Mal bekam ich da einen Eindruck von der ungeheuren Weite und Grösse des Kaukasus.

Oben auf dem Zhra Zharo ist man noch mitten in den alpinen Wiesen, auch die Flora erinnert ganz an unsre Alpenmatten, nur dass von den heimatlichen Alpenpflanzen, denen man da begegnet, viele in einer kaukasischen Varietät vorkommen. Es ist eine im Kaukasus allgemein verbreitete Erscheinung, dass die mit den europäischen Formen übereinstimmenden Elemente doch so grosse Abweichungen von diesen zeigen, dass sie als eigene Varietät betrachtet werden können.

Nach diesem schönen Abschluss der Borshomer Tage kehrten wir mit der Expedition nach Tiflis zurück, dort trennten sich unsere Wege, denn der unsrige führte noch nach dem Kleinen Kaukasus, in dessen Bergen unser Reiseziel lag.

Ein Stück weit konnten wir zur Fahrt dahin die Bahn benutzen, dann lernten wir zum ersten Mal eine kaukasische Post kennen, die recht anders aussieht als ein eidgenössischer Postwagen. Die kaukasische Lineka ist ein ganz offener Wagen, auf dem man zu 8 Personen seitwärts, dos-à-dos, sitzt und bei jeder scharfen Biegung Gefahr läuft, hinauszufliegen. Der Hitze wegen hatten wir die Nachtpost gewählt, nun fuhren wir bei prächtigem Mondschein durch das stille Land, durch schlafende Tatarendörfer den Bergen zu. Wir fingen gerade selbst an, einzunicken – da plötzlich ein Ruck, und unsere Lineka hielt an. Zwei bewaffnete Tataren parlamentierten mit dem Kutscher, 5 andere standen am Strassenrand, die Lineka wurde durchmustert, wir fragten uns schon, ob das ein Überfall sein sollte – es wäre nicht der erste auf jener Strecke – da stellten die Tataren fest: „Er ist nicht da“, und die Post setzte sich wieder in Bewegung, nicht ohne dass der Kutscher, sobald wir ausser Sehweite waren, sorgsam das hinten aufgeschnallte Gepäck kontrollierte, ob kein Stück fehlte. Eine halbe Stunde später neues Anhalten, neues Durchsuchen unsrer Post, aber diesmal von einem Trupp Strashniks, russischen Polizisten. Offenbar suchten sie

den gleichen Mann, den die Tataren noch schnell hatten in Sicherheit bringen wollen, der aber wohl selbst schon Lunte gerochen hatte. — Ohne weitern Zwischenfall konnten wir nun unsre Fahrt fortsetzen. Es war weit nach Mitternacht, als wir endlich die schwäbische Kolonie Kathrinenfeld erreichten, wo wir den Rest der Nacht verbringen wollten. Fast wie ein Traumbild erschienen in dieser Umgebung die freundlichen deutschen Giebelhäuser, die saubern Dorfstrassen und das gut schwäbische „Grüss Gott", das uns hinter dem Hoftor empfing, wo uns der Kutscher abgesetzt hatte. Ein Gasthaus, in dem man übernachten könnte, ohne von Wanzen halb aufgefressen zu werden, gibt es dort nicht; man ist auf die Gastfreundschaft der Bauern angewiesen, und was Gastfreundschaft ist, das lernt man im Kaukasus kennen; sei es bei Deutschen oder Russen oder Kaukasiern, überall wird man gleich herzlich aufgenommen. Am nächsten Morgen liessen wir uns von der prächtigen alten Bauersfrau, die uns beherbergt hatte, von der Gründung dieser deutschen Kolonien erzählen, wie vor 100 Jahren die gesamte Einwohnerschaft einiger schwäbischer Dörfer in religiöser Schwärmerei nach Jerusalem ziehen wollte, auf dem Wege dahin aber von der russischen Regierung aufgehalten und im Kaukasus an verschiedenen Stellen unter den eben unterworfenen Völkern angesiedelt wurde. Dort erhielten sie Land in Erbpacht, und gerade Kathrinenfeld ist heute die blühendste unter allen diesen Kolonien. Wie ein grüner Garten liegt es zwischen trocknen, braunen Bergen, denn die Kathrinenfelder haben eine 15 km lange Wasserleitung, die ein ausgiebiges Wässern ihrer Weingärten und Maisfelder ermöglicht. Man kann hier nicht von Weinbergen sprechen, weil die Reben nur auf der Talsohle kultiviert werden können, wo ein regelmässiges Wässern möglich ist. Dort liefern sie aber auch Riesenexemplare von Trauben. – Wie von einem fernen Wunderland lassen sich diese Schwaben von ihrer ursprünglichen Heimat erzählen. Im ganzen Dorf ist nur Einer, der einmal die Reise nach Deutschland gemacht hat, doch haben sie alle ihre Art in Typus und Sprache und in ihrem ganzen Wesen merkwürdig rein erhalten. Mischheiraten mit Russen kommen eben selten vor, mit Tataren überhaupt nicht.

Paliurus-Formation bei Kathrinenfeld. Kirchenruine mit Glockenturm (Abb. 2).

Fast tat es mir leid, von dem heimatlich anmutenden Dorfe gleich

wieder Abschied zu nehmen, aber unser Weg führte noch weiter in die Berge hinein. Es war eine für den Kaukasus recht charakteristische Landschaft, durch die wir fuhren, mit einer ausgesprochenen Xerophytenvegetation (Abb. 2). Beiderseits an den Abhängen dehnten sich die dort weitverbreiteten Paliurus-Bestände, die sich an die untere Grenze der Waldzone anschliessen und um so üppiger gedeihen, je grösser die Trockenheit ist. Paliurus aculeatus, der Stechdorn, eine Rhamnacee, ist im Kaukasus das grösste Unkraut unter den Sträuchern. An den Nordhängen ist er noch vergesellschaftet mit Schlehen, Weissdorn und Cornus mas; in extremster Ausbildung aber findet sich die Paliurus-Formation längs den Landstrassen und an den trocknen Südhängen, wo sich vor Dürre kein anderer Strauch halten kann. Da bildet Paliurus weite Bestände, aber nicht ein geschlossenes Strauchwerk, sondern jeder der $1-1^1/_2$ m hohen Büsche steht isoliert, und sein Grün hebt sich scharf ab von dem kahlen Boden, sodass von weitem die Berge wie grün punktiert erscheinen. Mit ihren lang überhängenden, scharf bestachelten Zweigen sind diese Büsche wirksam gegen Tierfrass geschützt, und unter ihnen, so weit der Schutz ihres Schattens und ihrer Stacheln reicht, entwickeln sich im Frühling ganze Kolonien von zartern Pflanzen, die nicht besonders vor Verdunstung geschützt sind und mit der Sommerhitze wieder verschwinden. Ganz nackt bleibt freilich auch der Boden zwischen den Paliurusgebüschen nicht, aber er trägt keine geschlossene Pflanzendecke, nur vereinzelte hochxerophile Arten vermögen sich darauf zu halten. Alle diese zeigen in typischer Weise die Einrichtungen, mittels deren sich die Pflanzen vor zu starker Verdunstung schützen. Wilder Spargel, der sich am liebsten im Schutz irgend eines Mauerrestes ansiedelt, hat seine verdunstenden Blattflächen bis zur Nadelform reduziert. Xeranthemum squarrosum, eine lila Strohblume, zeigt Blätter und Stengel mit dichtem, weissem Haarfilz überzogen. Eine Schafgarbe hat bei ihren fiederförmig zerschnittenen Blättern die Ränder jedes Fiederchens eingerollt, um für die Spaltöffnungen einen windstillen Raum zu schaffen. Ein Sauerampfer, Rumex scutatus, findet sich in glauker Varietät, ganz blau durch einen dicken Wachsüberzug, der die Verdunstung herabsetzt. Eine sukkulente Wolfsmilch hat in ihren dickfleischigen Blättern Wasserspeicher ausgebildet, und eine kleine Malve sucht ein bischen Bodenfeuchtigkeit unter sich zu halten, indem sie ihre Blätter in dichter Rosette dem Boden anlegt. Dieselbe Wolfsmilch hat einen höchst auffallenden Habitus infolge der vertikalen Stellung ihrer Blattflächen. Dadurch fangen diese die Sonnenstrahlen in den Mittagsstunden unter sehr spitzem Winkel auf und sind nur morgens und abends der vollen Bestrahlung ausgesetzt. Und trotzdem fühlen sie sich noch ganz heiss an und mögen wohl eine Temperatur von 40^0 erreichen.

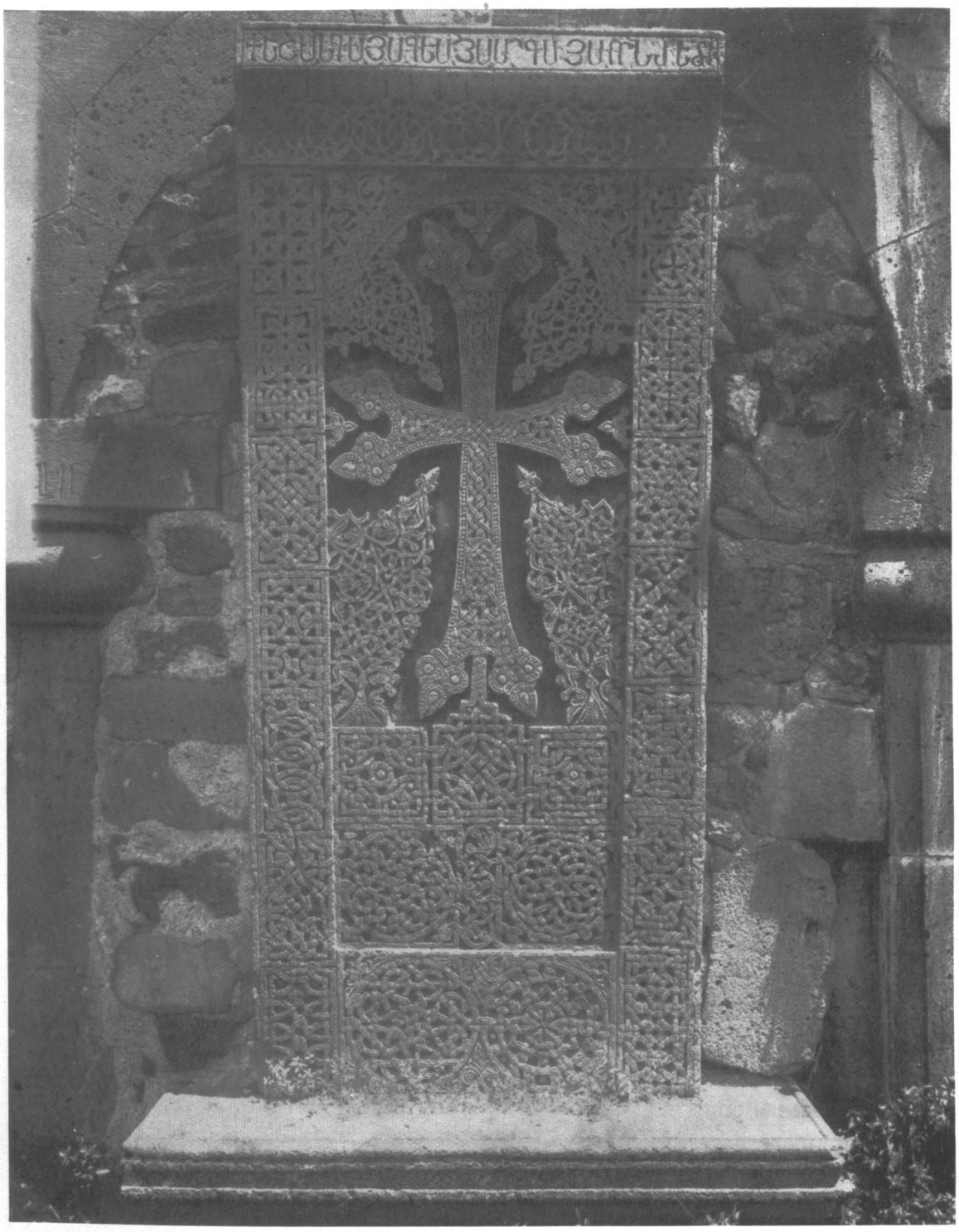
Getreue Begleiter der Wegränder sind stachlige Centaureen und verschiedene Disteln, Eryngium campestre, Echinops- und Cirsium-Arten. Diese bedecken weite Strecken mit einem Dorngestrüpp, dem sog. Burian, und machen sie unbrauchbar für die Weide und Landwirtschaft. Von den Burianpflanzen sind manche äusserst dornig und sparrig verzweigt, ihre Stengel verholzen und bleiben nach der Samenreife noch monatelang stehen. Erst die Winterstürme brechen sie ab und treiben

Grusinische Kirche (Abb. 3).

die oft kugligen Gerippe, die noch die Samenköpfchen tragen, vor sich her. Diese haken sich dann zu ganzen Knäueln in einander, die vom Wind stundenweit fortgetragen werden, sodass sich auf diese Weise die Burianflora auf weite Entfernung verbreiten kann.

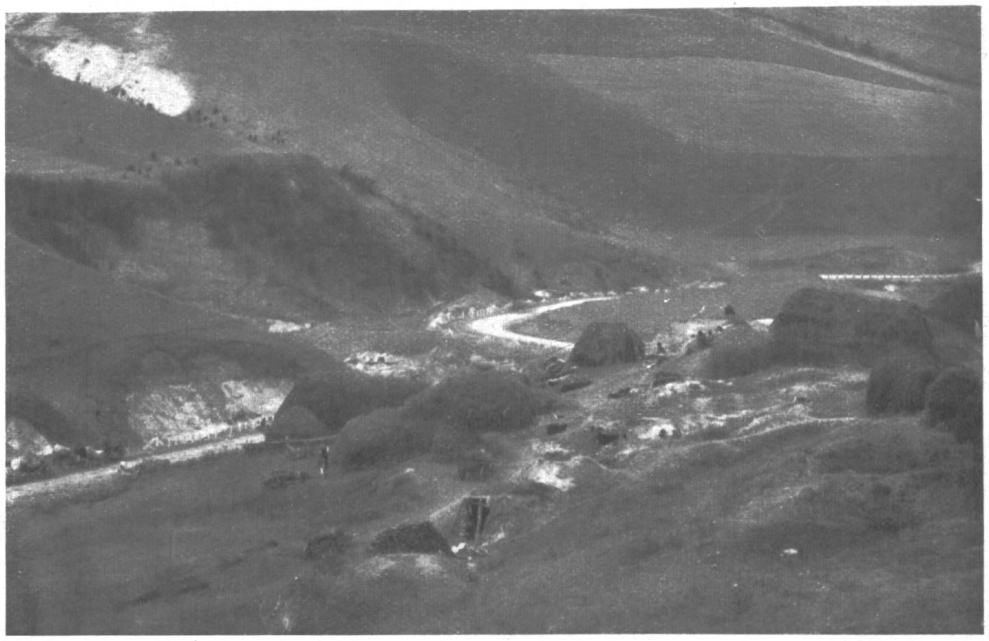
Etwas abseits von der Poststrasse liegt auf hohem Felsvorsprung eine alte grusinische Ansiedlung, Dumanisti, die von den Tataren zerstört wurde. Jetzt stehen da noch einige Mauerreste und eine grosse, halbzerfallene Kirche als Zeugen des Kampfes zwischen Islam und Christentum, von dem im ganzen Kaukasus unzählige Kirchenruinen reden. Teils sind es rohe, schmucklose Bauten (Abb. 2), teils aber Vertreter eines scharf charakterisierten Baustils von einer Schönheit und Harmonie der Formen, die in dieser Umgebung im höchsten Grade überraschen (Abb. 3). Die schönsten Kirchen dieser Art haben die Grusinier, doch findet sich derselbe Stil auch bei den Armeniern (Abb. 4) und es ist noch eine offene Frage, welchem der beiden Völker er ursprünglich zuzuschreiben sei. Unverkennbar ist der byzantinische Einfluss dabei. Die Architektur erinnert so stark an romanische Kirchen, dass man annehmen möchte, dieser Stil habe sich parallel zum romanischen aus dem byzantinischen entwickelt. Ganz maurisch aber mutet die reiche Ornamentik an, die die Fassaden schmückt und in der gleichen Art auch auf alten Grabsteinen wiederkehrt (Abb. 5). Es ist reine Flächenkunst, ein charakteristisches Bandmuster, das in tausenderlei Variationen auftritt und in seiner Mannigfaltigkeit doch immer harmonisch wirkt. Die ältesten dieser Kirchen gehen bis ins 5. Jahrhundert zurück; so liegt der Gedanke nahe, ob nicht die Araber bei ihren wiederholten Einfällen in den Kaukasus von diesen Bauten beeinflusst wurden und die maurische Ornamentik vielleicht auf der grusinischen fusst. – Es liegt eine eigenartige Stimmung über der alten Kirche von Dumanisti, die so weltverloren, halb von Gestrüpp überwuchert, da oben träumt, ein Meisterwerk grusinischer Baukunst. Im Innern aber sind nur rauchgeschwärzte Mauern und die Reste einer Feuerstelle von vorbeiziehenden Hirten. In einer Ecke hängt ein buntes kleines Heiligenbildchen, das eine gläubige Seele gestiftet haben mag, ein schwacher

Armenische Kirche in Ani (Abb. 4).



Armenischer Grabstein (Abb. 5).

Versuch, der abendländisch-christlichen Kultur diese Stätte zurückzugewinnen, von der sie der Islam verdrängt hat. – Wir befanden uns ja längst mitten in einem Gebiet, das hauptsächlich von Tataren bewohnt ist, und die Ortschaften, durch die

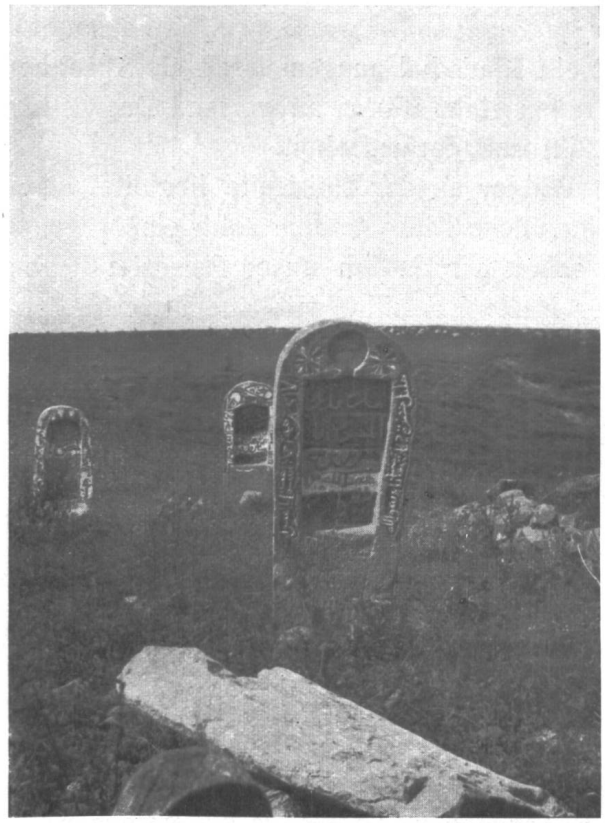


Tatarendorf (Abb. 6).

unser Weg führte, waren lauter Tatarendörfer (Abb. 6). Auf den ersten Blick erkennt man von solch einem Dorf nichts als eine Anzahl riesiger Heustöcke, erst nach und nach entdeckt man dazwischen die Seraien. Unwillkürlich gebraucht man das tatarische Wort, denn von Häusern in unserm Sinne kann man da kaum reden; es sind viel eher Erdhöhlen (Abb. 7). Eine im Bau begriffene Serai zeigte mir gleich, wie solch primitive Behausung hergestellt wird. Am Abhang war so weit abgegraben, dass eine reichlich zimmergrosse ebene Fläche gewonnen war, die Bergseite bildete zugleich die Rückwand, und vorn waren zwei mächtige Pfosten

Tatarische Serai (Abb. 7).

mit Astgabeln eingerammt; über diese war ein Querbalken gelegt und darüber wieder eine Anzahl Balken und Stangen, die hinten in die Rückwand eingestemmt waren. Das Ganze musste bloss noch mit Reisig und Erde bedeckt und aus Steinen die Seitenwände aufgeschichtet werden, so war das Haus fertig. Meistens dient eine kraterförmige Öffnung im Dach als Schornstein und Lichtquelle, nur selten ist ein gemauerter Schornstein oder gar ein handgrosses Fensterchen vorhanden. Eine Türe gibt es nicht, in der kalten Jahreszeit wird ein Teppich vor den Eingang gehängt. Die Teppichknüpferei und -weberei ist die Hauptbeschäftigung der Frauen im Winter. Es ist auffallend, wie viel Farben- und Formensinn die sonst auf so niedriger Kulturstufe stehenden Tataren dabei entwickeln. Wenn ihre Teppiche auch nicht so fein sind wie die persischen und bestimmte Muster sich oft wiederholen, so sieht man doch oft wunderhübsche Stücke darunter, die mit ihrer primitiven Umgebung merkwürdig kontrastieren. Es ist schon ein Zeichen grosser Armut, wenn ein Tatarenhaushalt keinen Teppich aufweist. Sonst freilich gehört nicht viel hinein. Auf dem festgestampften Boden steht ein Brettergestell von $^1/_2$ m Höhe, das mit dem Teppich belegt als Schlafstätte dient. Die nötigen Kissen und Decken liegen tagsüber an der Wand aufgestapelt. An Möbeln existiert etwa eine Truhe mit Kleidern und eine Wiege, diese letztere ist fast in jedem Hause in Gebrauch. Der Kinderreichtum der Tataren ist so gross, dass sie auch einem Europäer als Bestes so viele Kinder wünschen, dass zu jedem Fenster seines Hauses eines herausschauen könne. Tisch und Stuhl kennt der Tatar nicht, die Einrichtung wird nur noch vervollständigt durch einiges Zinngeschirr, durch Samovar und Teekanne und den hohen kupfernen Wasserkrug mit schlankem Hals, wie der Koran ihn vorschreibt. Zu jeder Serai gehört endlich noch ein Köter, der berüchtigte Tatarenhund, der die Abstammung vom Wolf weder in seinem Aussehen noch in seiner Wildheit verleugnet. Man kann kein Dorf passieren, ohne dass von allen Seiten die Hunde auf einen losstürzen, und hat man weder Peitsche noch Stock bei sich, so muss man sich wenigstens mit ein paar tüchtigen Feldsteinen versehen, um sich ihrer zu erwehren. Denn diese Hunde können wirklich gefährlich werden; es soll alljährlich vorkommen, dass sie einen



Tatarischer Friedhof (Abb. 8).

Menschen zerreissen. – Auffallend sind in den Dörfern die schön geschichteten Pyramiden von in Stücken gepresstem, getrocknetem Dung, die vor keiner Serai fehlen. Das ist in den holzarmen Gegenden das Hauptbrennmaterial, denn ein Düngen ihrer Felder kennen die Tataren nicht.

Etwas hinter dem Dorfe liegt der Friedhof, kahl und öde, ohne Einfriedigung, ohne einen Baum oder Strauch oder nur eine Blume (Abb. 8). Alle nach Osten hin gewendet und alle in der gleichen schlichten Form stehen die Grabsteine da; einzelne grössere dazwischen fallen auf durch bunte Bemalung, das sind die der Mullahs, der Priester. Hier sind die Schriftzeichen durch rote und blaue Farbe auf weissem Grund hervorgehoben.

An der Schmalseite der Steine ist oft ein Kindschal ausgemeisselt als Abzeichen der Männer, während die Grabsteine der Frauen einen Kamm aufweisen. Dazwischen wuchern Unkraut und Dorngestrüpp, ein Bild der Verlassenheit.

Ein Stück weit hatten uns prächtige Wälder an der Nordseite begleitet, dann kamen wir über die Waldzone hinaus in baumlose Täler, und in solch einem weiten Hochtal, eingerahmt von grünen Bergen, sahen wir endlich unser Reiseziel liegen, das Kutzschenbach'sche Gut Mahmutly. Der Name hat nichts mit einem vierfüssigen Mammut zu tun und die Endung ly nichts mit unserm schweizerdeutschen Diminutiv, es ist das tatarische Wort für Dorf, und Mahmutly bedeutet „Dorf des Mahmut". Seit 50 Jahren besteht diese deutsche Ansiedlung mitten zwischen Tatarendörfern, ein Kulturzentrum, dessen Einfluss in der Umgebung deutlich sichtbar ist. Dem behaglichen Heim sieht man es heute nicht mehr an, aus wie primitiven Anfängen es entstanden ist und welch jahrelange Arbeit dazu gehörte, in dieser Wildnis eine wohnliche Stätte zu schaffen. Der Schwiegervater unserer Gastgeberin, der alte Herr v. Kutzschenbach, hatte sich in den Sechzigerjahren da angekauft mit dem Plan, Viehzucht und Milchwirtschaft im Grossen zu treiben. Für wenig Geld erstand er ein Gut, so gross, dass er selbst nicht einmal alle Teile desselben betreten hat, freilich nicht nur wegen der Entfernungen, sondern auch wegen der Unsicherheit der abgelegenen Partien, die damals noch oft Räuberbanden zum Unterschlupf dienten. Da galt es nun, unter den umwohnenden Tataren sich Ansehen und Respekt zu erwerben; es galt, alles zum Leben Nötige selbst zu beschaffen, wenn es nicht mühsam zwei Tagereisen weit von Tiflis hertransportiert werden sollte; sogar das nächste grössere Dorf, Kathrinenfeld, ist noch 60 km entfernt. Nicht einmal das kaukasische Vieh war für seine Zwecke zu brauchen, weil die Kühe sich ohne Kalb nicht melken liessen. Er musste erst durch Kreuzung von eingeführtem Schwyzer Braunvieh mit kaukasischem Vieh eine widerstandsfähige Rasse mit gutem Milchertrag selbst heranziehen. Aber mit zäher Energie überwand er alle diese Schwierigkeiten. Er richtete eine Käserei ein und verlegte sich auf die Herstellung von Schweizerkäse, ein Erwerbszweig, der, durch ihn im Kaukasus eingeführt, bald weitere Verbreitung fand. Denn von den Emmentaler und Simmentaler Sennen, die er in seiner Käserei beschäftigte, machten sich mit der Zeit mehrere selbständig, sodass jetzt eine ganze Reihe von Käsereien

in jener Gegend bestehen, alle in Händen von Bernern, die ihren kaukasischen Emmentaler bis Moskau und Kiew verkaufen und dabei reiche Leute werden.

Die Gegend ist auch vorzüglich geeignet zur Weidewirtschaft. Hier sind die Berge nicht mehr kahl, wie weiter unten, sondern mit üppiger Wiesenflora bestanden, wenn auch die Trockenheit so gross ist, dass darunter noch viele xerophile Arten vorkommen. 300 m höher als der Gutshof, bei etwa 1700 m Höhe, dehnt sich ein weites Hochplateau aus, eine Hochsteppe, wie sie im Kleinen Kaukasus häufig sind. Das ist die Mahmutlyer Alp, wo das Vieh übersömmert wird. Nur durch niedrige Sättel getrennt, schliesst sich ein solches Plateau ans andere, alles sind Schwarzerdsteppen, durch ihren Grasreichtum berühmt, mit der fruchtbaren, humusreichen Schwarzerde, die auch in Südrussland so weit verbreitet ist. Der Steppencharakter ist durch die Trockenheit bedingt, und jene Steppen zeigen denn auch ein wesentlich anderes Bild als unsre Wiesen. Die Gräser treten stark zurück, es sind überdies viel härtere Arten, dafür dominieren prächtig blühende Stauden, die grosse blaue Scabiosa caucasica, verschiedene Centaureen, Edeldisteln, Rittersporn u. a. Auch subalpine Arten sind vertreten, charakteristisch sind besonders Betonica grandiflora und Anemone narcissiflora. Etwas Schöneres als einen Morgenritt über die sonnige Hochsteppe kann man sich kaum denken. Da geht es über die weiten Wiesen, an dem kleinen Steppensee vorbei, aus dem die Wildenten aufflattern. Aus dem Gras schwirren rechts und links die Wachteln empor, die in Mengen da nisten, und mit eigentümlichem Geräusch fliegen die Schnarrheuschrecken auf, die man wegen ihrer blutroten Flügel immer für Schmetterlinge halten möchte, wenn nicht ihr Schnarren beim Auffliegen sie als Heuschrecken verriete. In der Höhe kreisen fast stets ein paar Raubvögel, und den Rahmen für dieses Bild geben die blauen Bergzüge, die sich in der Ferne hintereinander schieben. Eines der Steppendörfer hat eine blühende Kameelzucht, so kann man auch gelegentlich einem Trupp Kameele begegnen, die langsam ihres Weges ziehen, hoch bepackt mit Kohlen oder Steinsalz, das sie von der türkischen Grenze herholen.

Tataren auf der Hochsteppe bei Mahmutly (Abb. 9).

Die als Hirten und Viehknechte angestellten Tataren, deren Weiber das Melken zu besorgen haben, bilden im Sommer auf der Steppe unweit der Kutzschenbach'schen Sennerei eine eigne kleine Ansiedlung (Abb. 9). Da ist eine ganze Reihe primitivster Hütten aufgestellt, aus Stangen, die mit Ruten verflochten, oben zum Dach zusammengebogen und mit Filzstücken, Decken und alten Säcken gedeckt sind. Im Herbst, wenn das Vieh nach Mahmutly hinunterzieht, werden die Hütten einfach abgebrochen und unten wieder aufgeschlagen. Diese Tataren haben auf der Steppe freie Weide für ihr eigenes Vieh und müssen dafür die Milch an die Käserei abliefern. Der Grasertrag jener Hochsteppen ist so gross, dass für die 200 Kühe von Mahmutly noch immer genug übrig bleibt. Auch Getreide gedeiht auf dem fruchtbaren Boden bis hoch an die Berge hinauf. Zur Zeit der Heuernte arbeiten da wochenlang gegen 200 Leute, grossenteils Armenier, aber auch Tataren, Grusinier, Griechen, Russen, bunt gemischt, wie sie in der Umgegend leben. Dauernd beschäftigt sind in Mahmutly hauptsächlich Tataren, ausser den in der Käserei angestellten Schweizern und ein paar Deutschen. Ein Tatar versieht die Stelle des Zimmermädchens (Abb. 10); ein anderer, der seine Laufbahn als Arzt begann, aber bald durch einen russischen Konkurrenten verdrängt wurde, ist jetzt unentbehrlich als Wäscher und Glätter. Tataren sind auch die Tschapare, Aufseher, denen die Obhut von Mensch und Vieh und lebloser Habe anvertraut ist und die auch zu Botenritten verwendet werden. Ein solcher hatte uns auf Ritten und Fahrten stets zu Pferde in voller Bewaffnung zu begleiten. Zu Fuss zu gehen kennt man im Kaukasus kaum; die Entfernungen sind zu weit und die Wege zu unsicher. Aber das Reiten verlangt dort etwas weniger Kunst als hierzulande; die Peitsche ist die Hauptsache, und die Tiere klettern auf den schlechtesten Wegen so sicher wie Ziegen. Ein Pferd besitzt der ärmste Mann, und wenn's zum Zaumzeug nicht mehr reicht, so zieht er ihm als Trense einen Strick durchs Maul. Es ist einem Tataren auch ganz unfasslich, wenn eine europäische Chanum — das ist die tatarische Anrede für die „Herrin" — das Reiten noch nicht sehr gut versteht, ebenso unfasslich wie wenn sie keinen Mann hat. Denn ihm ist es selbstverständlich, dass jedes Mädchen mit 12 oder 13 Jahren verkauft wird und mit höchstens 14 Jahren

Tatarischer Diener in Mahmutly (Abb. 10).

heiratet. Die Mädchen werden dort nicht verlobt, sondern verkauft; die Kaufsumme beträgt 100 bis 115 Rubel, je nach dem Ansehen der Familie, also im Mittel 300 Fr. So hoch wird eine Frau eingeschätzt. Aus dieser Summe beschafft der Brautvater die Aussteuer. Häufig lassen sich die Mädchen auch rauben, doch muss dann nachträglich wenigstens ein Teil des Preises, 40—80 Rubel, bezahlt werden, sonst geht das Mädchen seiner Aussteuer verlustig. Wenn ein Tatar stirbt, so heiratet die Witwe stets wieder, darf dann aber ihre Kinder nicht in die zweite Ehe mitbringen, sondern der Bruder des Verstorbenen hat die Pflicht, sie aufzuziehen. Die Schulung macht dort noch keine grosse Kosten. Die Kinder wachsen auf wie das liebe Vieh, höchstens bringt ihnen der Mullah bei, ein wenig im Koran zu lesen. In Berührung mit Europäern lernen die Tataren aber ziemlich rasch etwas Russisch und sogar Deutsch. Die Frauen müssen sich als Mohammedanerinnen verschleiern (Abb. 11) und ziehen zu diesem Zweck einfach einen Zipfel ihres roten Kopftuchs übers Kinn. Die Mädchen dürfen noch unverschleiert gehen; sie tragen noch nicht den charakteristischen Kopfputz, sonst aber vollständig die Tracht der Frauen mit den weiten, dunkelroten Hosen, die bis auf die Füsse reichen und stets ein Stück weit unter dem kurzen hellgeblümten Rock hervorschauen.

Tatarenfrau mit Kindern (Abb. 11).

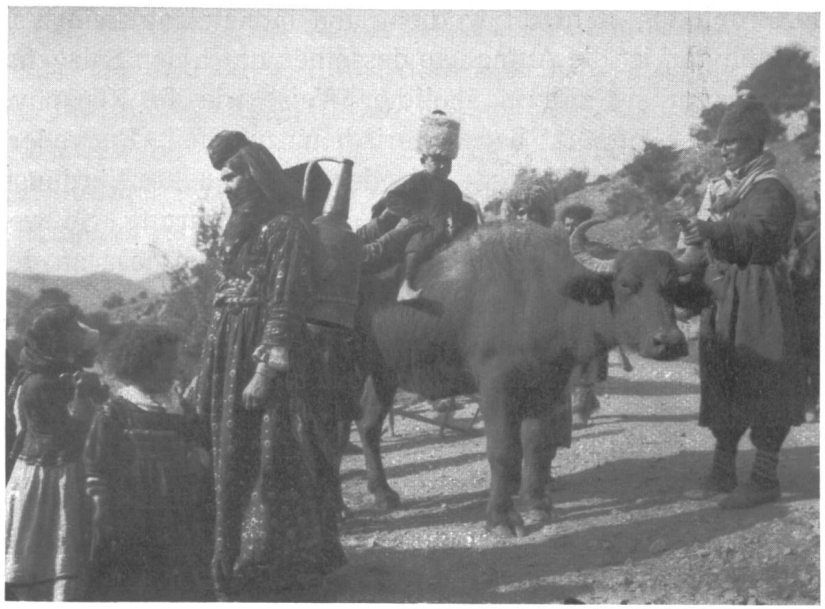
Wo es Geld zu verdienen gibt, da müssen schon die Kleinsten mit an die Arbeit. Unter unsern Hilfstruppen für die Maisernte, die wir da mitmachten, hatten wir sogar Dreijährige, und das waren noch nicht einmal die Schlechtesten. Sie waren doch im Stehlen noch nicht so routiniert wie die andern, auch nicht ganz so faul und verdienten wenigstens den einen Kopeken Taglohn ($2^3/_4$ Rp.) auf den ihre Arbeit geschätzt wurde. Stehlen und Faulenzen liegen eben dem Tataren im Blut, daneben aber hat er auch seine guten Eigenschaften, besonders eine gewisse Ritterlichkeit und natürlichen Anstand. Er lässt sich zwar ruhig „Hundesohn“ schelten; es ist ihm selbstverständlich, dass der Europäer der Herr ist, der unbedingt befiehlt und der auch manchmal mit der Peitsche dreinfährt; er lässt sich wegen einer Kleinigkeit fortjagen und am nächsten Tag, wenn man ihn gerade nötig hat, von neuem anstellen. Aber

wenn man dem Schutz eines Tschaparen übergeben ist, so ist es ihm Ehrensache, für die „Herrin“ zu sorgen, er würde für sie durchs Feuer gehen. Auf diesen Schutz waren wir oft genug angewiesen, denn wir sollten keinen Ritt und keinen Spaziergang ohne bewaffnete Begleitung machen, da ein Überfall durch räuberische Tataren nie ausgeschlossen ist. Dass eine Begleitung auch sonst nicht ganz überflüssig sein kann, wurde mir eines Tages klar, als ich eine Viertelstunde von der Käserei in einer kleinen Schlucht einem Wolf begegnete, der freilich eiligst vor mir Reissaus nahm. In Winternächten kommen die Wölfe bis unter die Fenster von Mahmutly und richten in den Dörfern unter den Herden oft arge Verwüstungen an. Harmloser war schon der Schakal, der uns eines Abends über den Weg lief, und noch unschuldiger eine griechische Landschildkröte, ein riesiges Tier mit mächtig dickem Panzer, das ich einmal mitten auf dem Wege fand. Auffallend ist es, wie spärlich unter der Vogelwelt die kleinern Vögel, besonders die Singvögel, vertreten sind, denen offenbar die baumlose Gegend nicht zusagt. Dafür sind die Mandelkrähen mit den prachtvoll blau schillernden Flügeln häufig, und Raubvögel kann man fast immer in der Luft kreisen und gelegentlich auch auf einem Meilenstein an der Strasse sitzen sehen. Gegen Abend hörten wir oft ein eigenartiges Kreischen; das waren Kraniche, die auf der Wanderung nach dem Süden in riesigen Scharen vorüberzogen.

Noch andere Zugvögel brachte der September; da belebten sich mit einem Mal die Strassen, die talwärts führen — die Katschowka zog, nomadisierende Tataren, die im Sommer mit ihren Herden in den Bergen des Kleinen Kaukasus leben, im Winter in den transkaukasischen Tiefsteppen, die dann ergrünen. Um diese Zeit zogen sie mit ihrem Vieh und ihrer ganzen Habe talwärts. Diese Katschowka ist ein Schauspiel, wie man es sich malerischer kaum denken kann. In endlosen Zügen kommen die grossen Planwagen hintereinander, mit Ochsen oder Büffeln bespannt und mit bunten Decken und Tüchern überzogen. Vorn sind sie bei den Wohlhabenderen mit einem bunten Teppich ausgeschlagen, der möglichst sichtbar noch über den Wagenrand hängt. Darauf hocken mit untergeschlagenen Beinen die Frauen und Kinder, alle im schönsten Staat. Hinten im Wagen sind auf dem Hausrat meist noch ein paar Hühner oder auch ein krankes Schaf oder Büffelkalb festgebunden, dazwischen wimmeln die Kinder umher und starren mit neugierigen schwarzen Augen zu jeder Ritze heraus die Fremden an. Die Männer haben die Sorge für die Herden, die sich jeder Wagenreihe anschliessen. Die Pferdeherden werden meist von einem halben Dutzend berittener Buben zusammengehalten, und die kleinsten Knirpse traben auf Eseln nebenher. Die Schafherden sind stets von einem Ziegenbock mit gewaltigen Hörnern angeführt. Abgesehen von diesen Leittieren halten die Tataren keine Ziegen, Schafe aber in ungeheuren Herden; alles sind Fettsteisschafe, eine Rasse, bei der der Fettansatz auf zwei mächtige Fettlappen zu beiden Seiten des Schwanzes beschränkt ist. Zwischen den Schafherden drängen sich Rinderherden, Büffel und Esel, dann kommen wieder Trüppchen berittener Männer oder Mädchen. Gelegentlich begegnet man einem Alten, der noch ein Kind hinter sich auf dem Pferd hat, oder vor sich

ein krankes Schaf quer über den Sattel gelegt, dazu in der einen Hand die Zügel, in der andern einen offenen Sonnenschirm. Viele von den Männern grüssen mit grosser Würde; die zu Fuss gehenden verneigen sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen. Wo an der Strasse ein Fleckchen Schatten ist, sieht man Lagerplätze (Abb. 12), da werden die Büffel ausgespannt; die Frauen ziehen mit den grossen Kupferkrügen zum nächsten Bach um Wasser zu holen, und dann wird der Samovar in Betrieb gesetzt. Jeder, der dazukommt, wird sofort zur Mahlzeit eingeladen; solche Gastfreiheit, auch dem Fremdesten gegenüber, ist dem Kaukasier etwas Selbstverständliches.

Vier Wochen lang genossen wir selbst die Gastfreundschaft in Mahmutly und



Nomadisierende Tataren (Abb. 12).

liessen die bunten Bilder tatarischen Volkslebens an uns vorbeiziehen. Dann begannen wir die Rückreise mit einem Abstecher nach Hocharmenien, um noch die berühmten Ruinen von Ani zu besuchen. Mit allerlei Fahrgelegenheiten gelangten wir dorthin; mit dem Kutzschenbach'schen Gefährt anfangend, kamen wir über Lineka und Lastwagen bis auf den kaukasischen zweirädrigen Ochsenkarren hinunter. Man darf eben dort nicht wählerisch sein in bezug auf Beförderungsmittel und auch nicht schwerfällig im Abändern des einmal gefassten Planes. Zweimal an einem Tag mussten wir unser Projekt umstossen und einen ganz andern Weg einschlagen wegen der Unsicherheit der Strassen. Aber schliesslich erreichten wir doch glücklich unser Ziel, und die Tour lohnte sich. Wir empfingen nicht nur von der verlassenen Ruinenstadt einen tiefen Eindruck, sondern taten auch einen Blick in ein Stück armenischen Volkslebens und lernten zugleich dort das Extremste von xerophilrupestrer Flora kennen,

was uns auf der ganzen Reise begegnete. Beide Bedingungen für diese Formation finden sich dort in ausgeprägtestem Masse, trockne Luft und trockner, felsiger Boden. Das weite armenische Hochplateau, über das in der Ferne der Ararat seine gewaltige, regelmässige Pyramide erhebt, ist ganz waldlos. Es bot um diese Jahreszeit, wo es seit Monaten nicht geregnet hatte, mit seinen dürren, steinigen Stoppelfeldern ein Bild traurigster Öde. Was in dem steinharten Boden und auf dem trocknen Felsen sein Leben fristete, waren teils hochxerophile Arten, Disteln und Astragalus, teils Halophyten, Pflanzen, die einen relativ grossen Salzgehalt des Bodens ertragen, wie Ephedra, Kochia und die stachlige Noëa spinosissima, die gerade in üppigster Blüte stand. Dass solche Salzpflanzen sich auch unter die Xerophilrupestren begeben, braucht uns nicht zu wundern, denn die Lebensbedingungen sind für beide sehr ähnliche. Den Xerophyten steht oft wochen- und monatelang kein Wasser zur Verfügung; den Halophyten ist die Aufnahme desselben durch den Salzgehalt des Bodens so erschwert, dass auch sie sich in ähnlicher Weise wie die Xerophyten angepasst haben, mit dem Wasser äusserst haushälterisch umzugehen. Entweder speichern sie es als Sukkulenten in fleischigen Blättern auf, oder sie setzen ihre Verdunstung möglichst herab durch Reduktion der Blattflächen oder durch Behaarung. So werden sie auch in ihrem Aussehen den Xerophyten ähnlich und können wie diese an den trockensten Standorten gedeihen.

Über das weite, kahle Plateau sahen wir schon von Ferne vereinzelte Ruinen sich erheben, das waren die Trümmer des einst so mächtigen Ani, der Stadt der 1001 Kirchen, wie der Volksmund sie nennt. In ihrer Nähe liegt heute ein armseliges Armenierdorf, in dem wir vorläufig noch Halt machten. Im Gegensatz zu den Tatarendörfern wies es aber doch lauter gemauerte Häuser auf, manche freilich ganz ohne Fenster; auf den flachen Dächern waren die Getreide- und Heustöcke aufgebaut neben den bekannten Haufen von getrocknetem Dünger. Die Dorfschenke war noch eines der stattlichsten Gebäude, bestand aber aus einem einzigen Raum. Den Wänden entlang waren breite Sitze aufgemauert, mit ganz hübschen Teppichen belegt, die der Wirt von den in der Gegend des Ararat lebenden Kurden gegen Gerste eingehandelt hatte. Er machte uns gleich mit seiner ganzen Familie bekannt. Armenische Sitte ist nämlich, dass die verheirateten Söhne alle mit Frauen und Kindern bei den Eltern wohnen bleiben, solange diese leben. Damit die jungen Frauen nicht andre Arbeitsweisen mitbringen, werden sie als Mädchen gar nicht zur Arbeit herangezogen, sondern erst nach der Verheiratung von der Schwiegermutter angelernt. So lebten auch hier drei Söhne mit den Eltern unter einem Dache. Zwei der jungen Frauen fanden wir mit Brotbacken beschäftigt und lernten hier, wie man echt kaukasisches Brot macht. Das Geschäft ging am Boden, auf den Knien vor sich. Der Teig wurde dünn ausgerollt, dann durch Hin- und Herwerfen von einer Hand auf die andere papierdünn ausgezogen, endlich über ein gewölbtes Weidengeflecht gebreitet und mit diesem an die Wand des Backofens von innen angedrückt. Der Ofen besteht einfach aus einer $^1/_2$ m hohen, ziemlich weiten Eisenröhre, die in den gestampften Lehmboden ein-

gelassen und durch ein paar glühende Kohlen am Grunde geheizt wird. An der heissen Wand ist der dünne Teig in wenigen Minuten gar, löst sich los und muss rechtzeitig herausgenommen werden, damit er nicht in die Kohlen fällt. Zum Abkühlen wird das Brot wie ein Stück Wäsche über eine Schnur gehängt und dann mehrfach gefaltet. Jedes von uns bekam gleich eines zum Frühstück hingelegt, das diente zugleich als Serviette und schmeckte recht gut.

Von der Ruinenstadt trennte uns nun noch eine tiefe, steilabfallende Schlucht, die der Fluss in das ebene Plateau eingerissen hat. Diese schliesst von zwei Seiten Ani ein und erhöht noch den Eindruck der Öde, den schon die ganze Gegend bietet. Zur Blütezeit des armenischen Reiches war Ani eine der bedeutendsten Handelszentralen des Orients, kurze Zeit sogar die Hauptstadt des armenischen Reiches, wurde dann mehrmals durch Kriege zerstört und 1319 durch ein Erdbeben vollständig in Trümmer gelegt. Seither ist die Stätte verlassen und unbewohnt, ein riesenhaftes Trümmerfeld, aus dem sich da und dort noch eine halbzerfallene Kirche (Fig. 4) ein Palast oder ein Wachtturm erhebt. Den Resten sieht man noch an, wie imposant diese Bauten einst gewesen sein müssen. Es sind dieselben architektonischen Formen wie bei den grusinischen Kirchen, und wenn man neben diesen gewaltigen Ruinen das ärmliche Armenierdorf von heute sieht, so fragt man sich wohl, wie eine so hochentwickelte Kultur so spurlos verschwinden konnte. Man wandert wie auf einem Gräberfeld umher auf dieser Stätte untergegangener Macht und Grösse, die so recht in die Verlassenheit und Öde der ganzen Umgebung hineinpasst.

Es war, als kehrten wir aus einer versunkenen Welt in die lebensvolle Gegenwart zurück, als uns die Bahn wieder nach Tiflis und von dort weiter nach Batum brachte. Aus der Öde Hocharmeniens wurden wir an der Ostküste des Schwarzen Meeres mit einem Schlag in fast subtropische Üppigkeit versetzt, ein Kontrast, der uns die Fülle und Schönheit der kolchischen Vegetation ganz zauberhaft erscheinen liess. Batum liegt eingerahmt von grünen Bergen, an denen sich prächtige Gärten hinaufziehen; höher oben schliesst sich der üppigste Wald daran, den undurchdringliche Geflechte von Dioscorea und dem stachligen Smilax excelsa zum wahren Urwald machen. Am Waldrand stehen pontische Azaleen; Feigenbäume und Reben wachsen wild am Wege, die letztern — es ist die blaufrüchtige Vitis labrusca — klettern bis in die höchsten Baumkronen hinauf und hingen damals voll der schönsten Trauben. Diese ganze Üppigkeit ist bedingt durch die grosse Feuchtigkeit des kolchischen Beckens. Die vom Schwarzen Meer her kommenden Südwestwinde schlagen ihre Feuchtigkeit nieder an dem Wall, den ihnen der Grosse Kaukasus entgegensetzt. Schon der Mittlere Kaukasus hat deshalb relativ wenig Regen, und gegen Osten hin wird das Klima immer trockener. So wird auch die Verarmung der Flora und mit ihr der Fauna und das Verschwinden der Nadelhölzer im östlichen Kaukasus verständlich. Die Feuchtigkeit in der Gegend von Batum ist so gross, dass die Bauern ihre Heustöcke nicht auf dem Boden, sondern in den Baumkronen aufbauen, die sie ganz voll Heu packen.

Prächtig war die Fahrt an der Ostküste des Schwarzen Meeres entlang, wo uns

noch einmal die mächtige Kette des Grossen Kaukasus mit ihren frisch verschneiten Gipfeln grüsste, während um unser Schiff herum die Delphine spielten. Von weitem schon sah man sie auf das Schiff zueilen, immer zu zwei oder mehreren hintereinander her, alle paar Augenblicke in elegantem Bogen sich herausschnellend, bis sie das Schiff erreicht und irgend einen Brocken erwischt hatten. Oft schwammen sie förmlich mit dem Schiff um die Wette.

Mit diesem sonnigen Eindruck nahmen wir Abschied vom Kaukasus und zugleich vom Sommer und der südlichen Wärme. Schon in Noworossiisk empfingen uns die Herbstnebel, und in langer Bahnfahrt ging es durch die trüben russischen Ebenen der Heimat entgegen.